

(Nachdruck verboten.)

54]

Foma Gordjejew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Brauner

Tarasz war gar nicht zu den Zwangsarbeiten verurteilt gewesen — Ljuba hatte das erdichtet. Und Foma hatte ein angenehmes Gefühl, als er sich vorstellte, wie er mit Ljuba von ihrem Bruder sprechen würde.

Sie erschien während der Unterredung des Vaters und des Bruders ab und zu an der Thür. Ihr Gesicht strahlte vor Glück und ihre Augen musterten entzückt die schwarze Gestalt des Bruders, der einen so ganz besonderen, dicken Rock mit Taschen an den Seiten und mit großen Knöpfen trug. Sie ging auf den Fußspitzen und streckte immer den Hals in der Richtung des Bruders aus. Foma blickte sie fragend an, doch sie bemerkte ihn nicht und lief fortwährend mit Tellern und Flaschen in den Händen an der Thür vorbei.

Es kam so, daß sie gerade in das Zimmer hereinsah, als der Bruder dem Vater von Sibirien erzählte. Sie blieb regungslos, mit dem Präsentierteller in den ausgestreckten Händen, stehen und hörte alles mit an, was der Bruder von der erduldeten Strafe erzählte. Nachdem sie das gehört hatte, ging sie langsam fort, ohne Fomas verblüfften und spöttischen Blick aufzufangen. Da er in seine Gedanken an Tarasz versunken war und sich ein wenig gekränkt fühlte, weil ihn niemand beachtete, und weil Tarasz, seitdem er ihn bei der ersten Bekanntschaft die Hand gedrückt hatte, ihn kein einzigesmal anblickte, hörte er für eine Weile auf, dem Gespräch der Majakins zu folgen, und fühlte plötzlich, daß er bei der Schulter gepackt wurde. Er fuhr zusammen und sprang auf, wobei er den Vater, der mit erregtem Gesicht vor ihm stand, fast umgeworfen hätte.

„Sieh her! Das ist ein Mensch! Das ist ein Majakin! Man hat ihn in Lauge ausgekocht, hat aus ihm Öl gepreßt, und er lebt! Und er ist reich! Verstehst Du? Ohne jede Hilfe . . . Ganz allein hat er sich zu seinem Platz durchgerungen und ist stolz! Das heißt ein Majakin! Ein Majakin ist ein Mensch, der sein Schicksal in seinen Händen hält. Verstehst Du? Lerne von ihm! Schau ihn an! Unter hundert Menschen giebt es so einen nicht, da mußt Du unter Tausenden suchen . . . Nun was? Wisse also: einen Majakin kann man aus einem Menschen weder zum Teufel, noch zum Engel schmieden.“

Durch diese stürmische Anekdote verblüfft, verlor Foma seine Fassung und wußte dem Alten auf dessen lautes Loblied nichts zu erwidern. Er sah, daß Tarasz seine Cigarre ruhig rauchte, den Vater ansah, und daß seine Mundwinkel in einem Lächeln erzitterten. Sein Gesicht war herablassend zufrieden, und seine ganze Gestalt hatte etwas Herrschaftliches und Stolzses. Ihn schien die Freude des Alten zu amüsieren.

Jakow Tarassowitsch stieß Foma mit dem Finger auf die Brust und sagte:

„Ich kenne ihn, meinen leidlichen Sohn, nicht . . . er hat mir seine Seele nicht eröffnet . . . Vielleicht ist die Kluft zwischen uns so groß geworden, daß ein Adler nicht hinüberfliegen und ein Teufel nicht herüberkriechen kann . . . Vielleicht ist sein Blut so verdunstet, daß nicht einmal der Geruch des Vaters mehr drin ist. Aber er ist ein Majakin! Und ich fühle das gleich heraus.“

Der Alte zitterte im Fieber seines Jubels und schien vor Foma zu tanzen.

„Beruhigen Sie sich Vater,“ sagte Tarasz, indem er sich gemächlich vom Sessel erhob und zum Vater trat. „Warum verwirren Sie den jungen Mann? Kommen Sie und sehen Sie sich.“

„Ich glaube an das Blut!“ sagte Jakow Tarassowitsch. „An das erbliche Blut . . . darin liegt die ganze Macht! Ich kann mich erinnern, wie mein Vater zu mir sprach: „Jakow, Du bist mein echtes Blut!“ So ist's. Das Blut der Majakins ist dicht, es fließt vom Vater zum Vater über, und kein Weib auf der Welt kann es jemals verdünnen . . . Wir werden Champagner trinken! Wollen wir? Also gut! Erzähle mir wieder, erzähle von Dir, wie war es dort, in Sibirien?“

Und als ihn wieder irgend ein Gedanke erschreckte und ermüdete, richtete der Alte seine forschenden Augen auf das Gesicht seines Sohnes. Nach ein paar Minuten erregten die eingehenden und doch kurzen Antworten des Sohnes seine lauten Freudeklänge. Foma hörte noch immer zu und beobachtete, indem er in seiner Ecke saß.

„Das Goldgraben ist natürlich ein solides Geschäft,“ sagte Tarasz ruhig und mit wichtiger Miene, „es ist aber doch eine gewagte Spekulation und erfordert ein bedeutendes Kapital. Die Erde erzählt kein Wort davon, was sie in sich verbirgt. Es ist sehr einträglich, mit den Bewohnern von Sibirien zu thun zu haben. Der Handel wirft dort, selbst bei ungünstigen Verhältnissen, ungeheure Zinsen ab. Das ist schon ein ganz unfehlbares Unternehmen. Man muß aber hinzufügen, daß es langweilig ist. Es erfordert nicht viel Verstand, und ein hervorragender Mensch mit großem Unternehmungsgeist hat darin keinen Raum, um seine geistige Kraft zu entfalten.“

Ljuba kam herein und forderte alle auf, ins Speisezimmer hinüberzugehen.

Als die Majakins vorausgegangen waren, zapfte Foma Ljuba leise am Ärmel, und sie blieb mit ihm allein zurück, indem sie ihn eilig fragte:

„Was hast Du?“

„Nichts!“ sagte Foma lächelnd. „Ich wollte Dich nur fragen, ob Du Dich freust.“

„Und ob!“ rief Ljuba aus.

„Worüber denn?“

„Das heißt, wie so?“

„Worüber?“

„Du bist seltsam!“ sagte Ljuba und blickte ihn erstaunt an. „Siehst Du denn nicht?“

„Was denn?“ fragte Foma spöttisch.

„Was ist denn nur mit Dir?“ fragte Ljuba, indem sie ihn beunruhigt anblickte.

„Ach, Du!“ sagte Foma laut mit geringschätzigem Bedauern. „Kann denn Dein Vater, kann denn unser Kaufmannstand etwas Gutes erzeugen? Wie kann man von einer Mübe Himbeeren erwarten! Und Du hast mir vorerzählt: Tarasz ist so und so. Was steckt in ihm? Er ist ein Kaufmann wie alle andern. Er hat auch einen Bauch, wie ihn die Kaufleute haben . . . Ha, ha! Er war befriedigt, als er sah, daß das Mädchen über seine Worte entriestet war und bald errösend und halb erbleichend an ihren Lippen nagte.“

„Du . . . Du, Foma,“ begann sie leuchtend und schrie ihn plötzlich an, indem sie mit dem Fuß stampfte:

„Untersteh Dich nicht, mit mir zu sprechen.“

Auf der Schwelle des Zimmers wandte sie ihm ihr zorniges Gesicht zu und warf ihm halblaut, doch voll Kraft hin:

„Du boshafter Mensch, Du!“

Foma lachte auf. Er hatte keine Lust zu Tisch zu gehen und mit den drei glücklichen Menschen beisammen zu sein, die lebhaft miteinander sprachen. Er hörte ihre frohen Stimmen, ihr zufriedenes Lachen, das Mirren des Geschirrs und begriff, daß er mit der Schwere auf seinem Herzen keinen Platz neben ihnen hatte. Er hatte nirgends einen Platz. Er dachte, er würde sich unter den Menschen wohler fühlen, wenn sie ihn alle hassen würden, wie Ljuba es jetzt that. Dann würde er wissen, wie er sich ihnen gegenüber verhalten sollte, und würde etwas finden, was er ihnen sagen könnte. Jetzt konnte er nicht klar darüber werden, ob sie ihn bemitleideten oder ihn anlachten, weil er sich verirrt hatte und sich nirgends heimisch fühlte. Nachdem Foma eine Weile einsam in der Mitte des Zimmers gestanden hatte, sagte er, ohne sich dessen bewußt zu werden, den Entschluß, aus diesem Hause, in dem die Menschen sich freuten und er überflüssig war, fortzugehen. Als er auf die Straße trat, fühlte er sich durch die Majakins verletzt: es waren ja trotz allem die einzigen Menschen auf der Welt, die ihm nahe standen.

Er glaubte das Gesicht des Vaters vor sich zu sehen; die vor Erregung zuckenden Muskeln waren vom freudigen Glanz seiner grünen Augen erhellt und schienen ein phosphoreszierendes Leuchten auszustrahlen.

„Im Dunkel leuchtet auch saules Holz,“ dachte er boshaft.

Dann tauchte vor ihm das ruhige und ernste Gesicht von Zaraf und daneben die ihm zustrebende Gestalt Unbas auf. Das erregte in ihm die Gefühle des Neides und der Traurigkeit.

„Wer wird mich so ansehen? . . . Keine Seele!“

Er erwachte von seinem Brüten am Ufer bei den Landungsstellen, wo ihn der Lärm der Arbeit weckte. Ueberall trug und fuhr man verschiedene Waren; die Menschen bewegten sich eilig und geschäftig, sie trieben zornig die Pferde an, schrien einander etwas zu und erfüllten die Straße mit dem untergeordneten Gewirr und dem betäubenden Lärm der eiligen Arbeit. Sie waren auf einem schmalen, mit Steinen gepflasterten Erdstreifen beschäftigt, der auf der einen Seite mit hohen Häusern bebaut war und auf der andern Seite sich als ein steiler Abhang zum Fluß herabsenkte; ihr eiliges Treiben rief in Foma die Vorstellung hervor, sie seien alle bereit, von dieser Arbeit, die im Schmutz, im Gedränge und im Lärm verrichtet werden mußte, irgend zu entfliehen, und als beeilten sie sich, das Unvollendete, das sie nicht fortließ, möglichst schnell irgendwie fertig zu machen. Sie wurden schon von ungeheuren Dampfschiffen erwartet, die am Ufer standen und aus ihren Schornsteinen Rauchwolken aufsteigen ließen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Vom Zodiakal-Licht.

Am 21. März hat die aufwärts steigende Sonne den Himmelsäquator erreicht und geht von der südlichen auf die nördliche Halbkugel über; an diesem Tage ist auf der ganzen Erde 12 Stunden Tag und 12 Stunden Nacht, es herrscht Tag- und Nacht-Gleichheit (Aequinoctium), und zwar bezeichnen wir dieses Datum als das Frühlings-Aequinoctium, weil für die nördliche Hemisphäre die höher und höher steigende Sonne den Frühling bringt, bis sie im Sommer wieder abzusinken beginnt und am 23. September, wiederum den Äquator passierend, zur südlichen Halbkugel zurückkehrt.

Gerade jetzt, mit dem Beginn des Frühlings, wird auch an unsrem Abendhimmel zuweilen, wenn die Luft sehr klar ist, eine zarte Lichterscheinung sichtbar, die in den heiteren Gegenden Ägyptens und Mittel-Amerikas viel prächtiger und häufiger erscheint, so daß sie von Humboldt ein beständiger Schmutz der Tropennächte genannt wurde, das sogenannte Zodiakal-Licht. Dessen eigentliches Wesen und Ursache den Himmelsforschern ein noch immer nicht völlig gelöstes Rätsel ist. In der zweiten Hälfte des März erscheint es bei uns zuweilen, wenn die letzte Spur der Dämmerung verschwunden ist, am westlichen Himmel als ein matter Lichtstreifen, noch schwächer als das Licht der Milchstraße. An seiner eigentümlichen Form ist es leicht zu erkennen: es hat die Gestalt einer Pyramide oder vielmehr eines Kegels, welcher schief auf dem Horizonte steht.

Nach unten zu wird der Lichtkegel breiter, seine Basis auf dem Horizont erscheint etwa da, wo die Sonne untergegangen ist. Die Achse des Lichtkegels, das ist die Linie, welche von der Spitze nach der Mitte der Grundfläche gezogen wird, ist stets nach der Stelle hin gerichtet, wo sich die bereits untergegangene Sonne unter dem Horizont befindet; sie fällt ziemlich genau in die Ebene der Ekliptik, das ist des Kreises, in welchem die Sonne am Himmel ihren scheinbaren Jahreslauf um die Erde ansführt. Die Sternbilder dieses Gürtels am Himmel führen die Namen: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische; der Gürtel selbst wird der Tierkreis oder Zodiakus genannt. Da die geschilderte Lichterscheinung auf den Tierkreis beschränkt ist, wird sie eben Zodiakal-Licht genannt.

Die Lage des Lichtes der Ekliptik ist die Ursache, daß wir es in unseren Breiten nur zur Zeit des Frühlingsanfangs am Abendhimmel erblicken; denn zu dieser Zeit schneidet die Ekliptik den Horizont ziemlich steil, unter einem Winkel von 64 Grad, während sie zur Herbstzeit nur etwa einen Winkel von 17 Grad mit dem Horizont macht. Dann ragt das Zodiakallicht so wenig über den Horizont empor, daß es in den stets düstigen Massen am Rande des Horizonts nicht wahrnehmbar ist. Dagegen schneidet die Ekliptik im Herbst in den Morgenstunden den Horizont sehr steil, und deshalb ist von Ende August bis Anfang Oktober das Zodiakallicht zuweilen am Morgenhimmel vor Sonnenaufgang sichtbar; im Frühjahr dagegen schneidet am Morgen die Ekliptik den Horizont ganz flach, unter 17 Grad etwa, so daß dann die Zeit für die Wahrnehmung des Zodiakallichtes am Morgenhimmel am ungünstigsten ist.

Bei weiterem Aufsteigen nach Norden zu wird der Winkel, den die Ekliptik mit dem Horizont bildet, immer kleiner, und deshalb die Verhältnisse für die Beobachtung des Zodiakallichtes immer ungünstiger; mit dem Vorschreiten nach dem Äquator hin werden sie dagegen immer günstiger.

Wenn die Nacht ganz besonders klar ist, tritt zuweilen noch eine

weitere Erscheinung zu dem Zodiakallicht hinzu, der sogenannte Gegenchein. An der Stelle des Himmels, welche der Sonne gegenüber liegt, erscheint derselbe als blasser Schein, von ähnlicher Gestalt, wie das Zodiakallicht selbst, nur von geringerer Ausdehnung und von geringerer Helligkeit. Manchmal ist zwischen beiden Lichtkegeln eine Verbindung durch eine matte Lichtzone wahrzunehmen.

Zur Erklärung des Zodiakallichtes sind die merkwürdigsten Hypothesen (Vermutungen) erdacht worden; während die besonnenen Forscher sich der Aufgabe hingaben, zunächst die Art der Erscheinung, die näheren Umstände ihres Auftretens, die Bedingungen ihrer Sichtbarkeit ganz genau zu erforschen und festzustellen — ohne dieses hängt ja jede Erklärung vollständig in der Luft — glaubten andre zuweilen schon nach gelegentlicher Beobachtung eine zutreffende Theorie aufstellen zu können. Zum Beispiel sind manche Leute, die sich über die physikalischen Bedingungen von Ebbe und Flut nicht ganz klar sind, darüber höchlichst verwundert, daß in dem Luftmeer, das rings die ganze Erde umflutet, die Gezeiten nicht wahrzunehmen sind. Sie behaupten läßt, dieselben Ursachen, welche auf dem Meere Ebbe und Flut hervorgerufen, müssen dies auch in der Atmosphäre thun, und bringen dann verschiedene Erscheinungen mit den behaupteten Gezeiten in Zusammenhang. So gründet belanulich Falb seine Wetterprognosen auf den Einfluß des Mondes auf das Luftmeer und die von ihm verursachten atmosphärischen Flutwellen. Andre wieder nehmen diese Flutwellen in Anspruch, um dadurch eine Erklärung für das Zodiakallicht zu finden, das sie für eine bei atmosphärischer Flut verlängerte Dämmerung ausgeben; so glaubte in neuester Zeit Schulz damit eine ganz neue Entdeckung gemacht zu haben. Doch hat schon vor 10 Jahren Gruson, der Schöpfer des Gruson-Wertes in Magdeburg-Buda, dieselbe Ansicht zu einer vollständigen Theorie der Erscheinung durchgearbeitet. Nur ist leider die Grundlage dieser Theorie, die atmosphärische Ebbe und Flut, nichts Thatsächliches und daher zur Erklärung irgend welcher Vorgänge ungeeignet. Den Ursprung des Zodiakallichtes muß man schon notgedrungen in außerirdischen Vorgängen suchen.

Wegen seiner Lage in der Ekliptik glaubten schon die ersten Beobachter, von denen wir ausführliche Beschreibungen des Zodiakallichtes besitzen, Childrey (1661) und Cassini (1685), daß es seine Entstehung einem Dunstring verdanke, der die Sonne umgebe, vielleicht gar mit ihrer Atmosphäre zusammenhänge, obwohl er sich bis über die Erdbahn hinaus erstrecken würde. In der That, würde die Sonne von einer ungeheuren linsenförmig abgeplatteten Atmosphäre umgeben sein, deren größte Ausdehnung in die Ekliptik fällt, so müßte diese, von der Erde aus betrachtet, eine solche Erscheinung darbieten, wie das Zodiakallicht; die Helligkeit der Sonne und der Dämmerung würde erklären, warum es nur abends oder vor Sonnenaufgang sichtbar wird, und die Lage der Ekliptik würde hinreichenden Aufschluß über die besten Zeiten der Sichtbarkeit geben.

Obwohl diese Erklärung lange Zeit ziemlich allgemeinen Anklang fand, müßte sie fallen gelassen werden, als es gelang, das Licht der Erscheinung näher zu studieren. Die Zerlegung des Lichtes, das uns aus den fernsten Weltenträumen zugeht, wird, durch die Spektralanalyse hat uns bisher stets noch den besten Aufschluß über die Natur ferner Weltkörper gegeben; sie hat uns auch über das Zodiakallicht etwas Gewisseres gelehrt. Als das Licht dieses zarten Schimmers im Spektroskop zerlegt wurde, da zeigte sich deutlich ein kontinuierliches Spektrum, ein Spektrum des Sonnenlichtes. Zwar war zuweilen auch eine helle grüne Linie vorhanden, die als grüne Nordlichtlinie bezeichnet wird, weil sie für das Spektrum des Nordlichtes charakteristisch ist; doch ist es keineswegs ausgeschlossen, daß, wenn diese Linie im Spektrum des Zodiakallichtes auftrat, nicht auch ein Nordlicht am Himmel stand, in mehreren Fällen ist es ganz sicher der Fall gewesen. Zweifelloser ist demnach der überwiegende Teil des Zodiakallichtes, wahrscheinlich das gesamte Licht des zarten Schimmers, Sonnenlicht; es kann nicht von einem schwach leuchtenden Dunstring herrühren, sondern es erweist sich als Sonnenlicht, das von festen Körpern reflektiert wird.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts ist die Anschauung, daß der Raum zwischen den Gestirnen von Masse frei, absolut leer sei (abgesehen von dem schwerelosen Lichtäther), langsam der andern Anschauung gewichen, daß fast überall im Raume sich Massen von größeren und kleineren Körpern, kosmischen Staubwolken, vorfinden, deren Spuren wir mehrfach wahrnehmen. So wird denn auch der Dunstring der Sonne einem Meteor- oder Staubring, welcher die Sonne in ähnlicher Weise umgiebt, wie der Saturnsring seinen Planeten; auch dieser Ring besteht ja aus vielen kleinen Körperchen, die den Planeten in gleichem Abstand umkreisen. Die Entfernung des Ringes von der Sonne müßte mindestens die der Erde sein, und würde meist noch über dieselbe hinaus verlegt. Uebrigens blieb diese Ansicht nicht unbestritten; manche Forscher wollten den Staubring mit der Erde anstatt mit der Sonne in unmittelbarem Zusammenhang bringen.

In jüngster Zeit ist die Photographie mit Erfolg in den Dienst der Erforschung des Zodiakallichtes gestellt worden. Der rühmlichst bekannte Heidelberger Astronom Wolf hat in mühsamer Weise die verschiedensten Stellen des Lichtschimmers auf der photographischen Platte festgehalten und durch Ausmessung derselben festgestellt, daß die Achse des Lichtkegels nicht genau in die Ekliptik fällt, sondern in die Ebene des Äquators der Sonne, der mit der Ekliptik den

kleinen Winkel von 7 Grad bildet. Damit scheint erwiesen, daß die Erscheinung viel mehr zur Sonne als zur Erde gehört.

Vor kurzem hat der Münchener Professor Seeliger eingehende Untersuchungen über die Erscheinungsform von kosmischen Staubmassen in der Nähe leuchtender Körper angestellt. Durch diese Untersuchungen ist manches Licht auf bisher unerklärte Erscheinungen am Himmel gefallen. Kosmischer Staub kann sich recht wohl als ausgedehnte, schwach leuchtende Nebelmaterie darstellen; es ist nicht unwahrscheinlich, daß manche Teile der sogenannten Spiralnebel auf solche erleuchteten Staubwolken zurückzuführen sind. Auch die rätselhaften Vorgänge bei dem neuen Stern im Sternbilde des Perseus, wo sich in den letzten Monaten scheinbar Nebelmassen mit großer Geschwindigkeit von dem Stern fortbewegten, werden vielleicht durch die Anwendung der Lehre von den beleuchteten kosmischen Staubmassen eine genügende Aufhellung finden.

In Bezug auf das Zodiakallicht stellt sich Seeliger den Raum des Sonnensystems von der Sonne aus bis zu den Gegenden, welche die Erdbahn jedenfalls noch umschließen, mit kosmischem Staube angefüllt vor, von dessen Teilchen das Sonnenlicht reflektiert wird. Diese Staubwolke wird sich in der Ebene des Sonnenäquators in ziemlich gleichmäßiger Ausdehnung nach allen Richtungen gruppieren; denn wesentliche von der Jahreszeit abhängige Unterschiede zeigt das Zodiakallicht nicht. Die Dichte der Massenverteilung wird von der Sonne nach außen zu wahrscheinlich abnehmen und jenseits der Erdbahn jedenfalls schon sehr gering sein. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Helligkeit dieser Staubwolke, welche uns als Zodiakallicht erscheint, für einen außerhalb des Sonnensystems befindlichen Beobachter so stark ist, daß ihm unsere Sonne als ein von einer nebligen Hülle umgebener Stern erscheint.

Der Uebergang vom leeren zum stauberfüllten Weltraum ist vielleicht die wichtigste Wandlung, welche die astronomischen Grundanschauungen im 19. Jahrhundert erfahren haben. Durch die Einbeziehung des kosmischen Staubes in die Betrachtungen der Forscher werden nicht nur manche noch rätselhaften Erscheinungen ihre Erklärung finden, vielleicht werden hierdurch auch die Schwierigkeiten, die bei der Entwicklungslehre der Welt aus dunstigen Nebelmassen bisher nicht behoben sind, in Zukunft verschwinden. —

Dr. B.

Kleines Feuilleton.

— **Baumrindenpapier auf Madagaskar.** Bei den Antaimoro, einem der ältesten Stämme von Madagaskar, bildet die Anfertigung dieses Papiers, welche den übrigen Stämmen der Insel vollkommen unbekannt ist, einen regelrechten lokalen Industriebetrieb in dem Distrikt von Antobipeno an der Ostküste der Insel. Nur einer beschränkten Zahl von Personen, sämtlich Abkömmlinge einer und derselben größeren Familie, ist das Geheimnis der Herstellung, welches streng gehütet wird, bekannt, und diese geben sich einer beschränkten industriellen Thätigkeit auch nur hin, wenn dringende Geldnot oder das Verlangen, einen längst begehrten Gegenstand sich zu verschaffen, sie antreibt, ihre natürliche Trägheit und Gleichgültigkeit zu überwinden. Das Papier ist geschmeidig und sehr stark, in seinem äußeren Ansehen ähnelt es dem Pergament und giebt dem auf ihm Aufgetragenen schon an sich eine gewisse zierliche Eigenartigkeit. In dem Stamme der Antaimoro wird es hoch bewertet, und es giebt keine Familie, keine Hütte, in welcher nicht ein Duzend oder mehr dieser besonderen Papierblätter zu finden wären, die sorgsam zusammengeheftet sind und sich fortgeben. Auf diesem pergamentartigen Papier werden sorgsam die Familientraditionen verzeichnet und aufbewahrt, die Chronik der vergangenen Zeiten, die Geschichte früherer Kämpfe, die unabänderlich maßgebenden Gesetze der Voreltern, mit einem Worte alles, was mit den nationalen Sitten und Gebräuchen zusammenhängt; es werden auf ihm auch von den Anhängern des Islam, die in feinen Gegenden nur dünn gesät sind, die Gesetze des Propheten aufgetragen und danach gelehrt; ebenso pflegen auf diesen Blättern die mißtrauischen und gewinnlüstigen Antaimoro den Gewinn ihrer Ochsenzucht und den Ertrag ihrer Reisfelder zu berechnen. In demselben zusammengehefteten Papierbündel findet sich darüber eine eigenartige Vermischung von arabischen Schriftzeichen und madagassischer Bildersprache und madegassischen Gedanken, welche, als in dieser Weise gänzlich außerhalb des Hergebrachten liegend, jedenfalls das lebhafteste Interesse der Bücherfreunde erregen dürften.

Der Erfinder und erste Hersteller dieses eigentümlichen Papiers soll um die Mitte des 9. Jahrhunderts gelebt haben als Angehöriger eines Stammes, welcher an den Ufern des Matitananafusses sich ansäßig gemacht hatte. Die Sage berichtet, daß der Mann mit Schrecken bemerkt habe, wie nach einem längeren Umherstreifen sein Koran zerrissen und in einen nicht mehr der Heiligkeit entsprechenden Zustand gekommen sei; er sei nun eifrig darauf bedacht gewesen, sich wiederum eine saubere Abschrift zu verschaffen, und habe zu diesem Zweck versucht, aus Baumrinde sich ein Papier herzustellen; nachdem er daraufhin eine Reihe von Bäumen geprüft, sei er schließlich auf den Avoavostrauch verfallen, dessen Rinde sich in vorzüglicher Weise als brauchbar erwiesen. Der Avoavo ist ein Strauch mit eng zusammenstehenden Schößlingen von 10 bis 12 Centimeter Stärke und 2½ bis 3½ Meter Höhe, dessen Blätter denen des Lorbeers ähneln; er findet sich dort überall an der Küste und auch im Innern des

Distrikts, seine Rinde kann jederzeit im Jahre zu dem fraglichen Zweck verwendet werden. Zunächst wird die äußere Rinde entfernt, welche eine gränliche Färbung zeigt, der Bast ist vollkommen weiß und etwas klebrig, er wird abgenommen und zu vollen, runden Klumpen zusammengerollt und in fließendem Wasser gewässert. Nach einiger Zeit wird der Bast in lauter kleinere Stücke zerteilt, welche schichtweise in einen großen Topf mit Wasser so eingelegt werden, daß zunächst eine Schicht Bast, darauf eine Schicht Asche kommt, dann wieder Rinde, dann Asche und so weiter, bis der Topf zu drei Vierteln gefüllt ist. Der Topf wird demnächst mit Wasser voll gegossen, mit einem Deckel verschlossen und das Ganze ununterbrochen zwei bis drei Tage hindurch gekocht; von Zeit zu Zeit wird Wasser nachgefüllt und dabei gleichzeitig noch eine Hand voll Asche zugefügt. Am Morgen des dritten Tages wird der Bast, welcher vollständig wie ein dicker Teig aussieht, auf ein Sieb gebracht und mit Wasser durchspült, stark geknetet und unter dem Druck der Finger zu dünnen Plättchen umgestaltet, die noch feucht mit einem besonderen hölzernen Werkzeug auf die grünen Blätter einer Waldrebe gelegt werden; diese Behandlung der durchkochten Masse bildet das Schwierigste bei der ganzen Herstellung. Nachdem nun der einzelnen Stücke mit der angefeuchteten Handfläche die erforderliche Stärke gegeben, die Stücke werden gepreßt, in eine gleichmäßige Form gebracht, geglättet und in die Sonne gelegt. Sobald sie getrocknet sind, werden sie mit einem schwachen Reiswasser glänzend gemacht, mit einem polierten Kiesel geglättet, von dem grünen Blatt entfernt, und das Papier ist gebrauchsfertig. Jedes Stück, welches etwa 50 bis 60 Centimeter lang und 25 Centimeter breit ist, wird mit 5—8 Pf. bewertet. — („Globeus“.)

Theater.

Neues Theater. „Champerays Leiden.“ Schwant von Pierre Weber und Maurice Soulié. — Der Schwant ist nach den alt bewährten Pariser Rezepten gearbeitet. Mit sicherem Instinkt thut die Perjonen in den entscheidenden Augenblicken allemal das Gegenteil von dem, worauf ein halbwegs vernünftiger Mensch verfallen würde. Je unmöglicher, um so besser! In wilder Jagd werden sie durcheinander gehetzt, bis der Vorhang zum letzten Male fällt. Herr Champeray, ein mit liebenswürdiger Einfalt von der Natur begabter junger Mann, strebt nach der Nichte eines Ministerialdirektors sowie nach einem kleinen Aemtlehen in dem Ministerium. Er wählt den einfachsten Weg zum Ziele, d. h. er dringt als völlig Unbekannter halb mit Gewalt in des Direktors Wohnung ein, ist dem Diener, der ihn abweist, die für die Gesellschaft bestimmten Sandwichs vor der Nase weg, läßt sich, als der Herr des Hauses mit einer Dame erscheint, im Nebenzimmer verstecken, tritt dann, gerade als das Paar sich auf dem Höhepunkt einer Liebeszene befindet, pünktlich vor, wird von dem eroberten Direktor moralisch aus der Thüre geworfen, von der rechtzeitig herbeieilenden Nichte aufgehalten, zwecks Aufstrichung seines äußeren Menschen zu einem eleganten Schneider geschickt und dann in die Gesellschaft eingeführt. Man denkt, er hätte das auch billiger haben können. Aber welcher Poffenheld wird Thüren anklopfen, so lange es noch einen Weg durch's Fenster giebt? Und in diesem Stil ist auch die weitere „Handlung“. Selbstverständlich lübtigt nicht nur der Herr Direktor, sondern ebenso auch seine Frau Gemahlin verbotener Galanterie. Sie hält's mit einem Ministerialbeamten, er mit einer Ministerialbeamten-Frau. Um vor einer Entdeckung recht sicher zu sein, beschließt jede der beiden Damen — auch wieder so ein Weg durch's Fenster —, sich einen Pseudo-Liebhaver, einen Strohhalm der Galanterie als Alibi-ableiter für die Eifersucht des respektiven Gatten anzuschaffen. Natürlicher fällt die Wahl auf Champeray, den eben erst moralisch rausgeworfenen. Seine blonde Unbedenkenheit kommt so mit einem Schlag zu hohen Ehren. Man überbietet sich in möglichst ausführlichen Liebenswürdigkeiten gegen ihn, verschafft ihm die gewünschte Stelle und gewinnt endlich Geschmach am Spiel. An der Blondheit des Strohhalmes entzündet sich ein neues Feuer in den Herzen der beiden Damen. Ein grimmer Konkurrenzkampf entbrennt um den Vielgeliebten, der sich das alles ahnungslos mit strahlend dummem Verlegenheitslächeln wohl behagen läßt. Dies Trifolium, die beiden alten, nun auf Halbloft gesetzten Liebhaber und Ehemänner, die so einen doppelten Grund zur Eifersucht haben, endlich die Nichte, welche ihren Champeray hartnäckig heiraten will, das sind die Truppen, die plötzlich durch einen anonymen, in allerhand unredliche Hände kommenden Liebesbrief gegen einander mobil gemacht werden. Dieser Brief, der an die Frau Direktorin adressiert, sie zu einem Rendezvous in einem Nebenjaal des Louvre einladet, hat eine Massenimagination der Liebenden und Eifersüchtigen in die Gemäldegalerie zur Folge. In dem betreffenden Raum arbeitet nun bereits seit Wochen eine bildvertopfende Engländerin mit weitem Malermantel und Schleierhut vor ihrer Staffelei. Entrüstet über die vielen Liebespärdchen, die das abgelegene Zimmer für ihre Pärtlichkeiten sehr geeignet halten, hat sie eine Eingabe an den Museumsvorsteher aufgesetzt und sich mit einer mächtigen Alarmlöcke gewappnet, die sie bei kritischen Situationen in wildfanatische Bewegung setzt, um die Galerienwächter herbeizurufen. Nun beginnt die Hege. Sobald Herr Champeray, der zum Ueberfluß noch von dem Museumsvorsteher als Oberinspicient zur Wahrung der Moralität in diesen heiligen Räumen deputiert ist, mit einer der drei verliebten Damen erscheint, greift die Engländerin zu dem verräterischen Erz. Zuweilen mit, zuweilen ohne Erfolg. Denn Herrn Champeray, durch die Erfahrung gewitzigt, gelingt es, das gefährliche Instrument

ein paarmal zu entwenden. Dann pflegt die Miß unter Zurücklassung von Mantel und Hut mit lauten Rufen davon zu stürmen, und die jeweils am Platz befindliche Dame schlüpft regelmäßig, um der Entdeckung durch die Nachkommende zu entgehen, in das Valeriosium. So geht's im tollen Durcheinander der Liebespaare weiter, wie unter den Kastanien des Figaro, bis endlich die Entlarvung erfolgt. Der Schlußakt hat dann das bedrohte Gleichgewicht wiederherzustellen. Die beiden Ehemänner, die sich grimmigen Herzens scheiden lassen wollen, schmelzen unter der neuerwachten Gunst ihrer Frauen wie Schnee beim Sonnenschein und Herr Champeraux erhält unter allgemeiner Zustimmung die bewußte Richte, der er im Herzen immer treu geblieben ist.

Alles in allem ist es ein Schwanke der besseren Sorte. Er hat jedenfalls nicht das matt Ausgestülte und Bequälte, das an dem „galanten Richter“ abließ. Und die Engländerin mit ihrer Glode, die den Erfolg des Abends entschied, ist eine wirklich lustige Erfindung. Ge spielt wurde, wenigstens in den Hauptrollen, mit frischer Laune. Sehr drollig war vor allem Jos. Ciampetro in der dankbaren Rolle des blonden Titelhelden. — dt.

—n. Freie Volksbühne. „Wilhelm Tell“, Schauspiel von Friedrich Schiller. — Das alte Schiller'sche Schauspiel, das die Befreiung der schweizerischen Waldstätten von ihren Unterdrückern schildert, wirkte auch diesmal zündend auf die Zuschauer. Man merkte es dem Publikum an, daß es mit seinem Schiller doch vertrauter war, als es mit modernen Autoren zu sein pflegt. Jeder Auftritt, jeder Aktluß gab Anlaß zu reichem Beifall. Den Höhepunkt bildete die meisterhaft inszenierte Apfelschuß-Szene.

Daß das Berliner Theater, in dem die Aufführung der Freien Volksbühne stattfand, in der Inszenierung Bedeutendes leisten würde, war vorauszusetzen; ebenso vorzüglich war aber auch die Darstellung und das Zusammenspiel. Pittschau als Tell war in Sprache und Bewegung jener biedere, unerschrockene Mann, als den ihn der Dichter zeichnet. Nur in den Hauptrollen ging sein Organ mit ihm durch, so daß die Worte einen Weigeschmack von Uebertreibung besaßen. Waldens Audez und Sieberts Melchthal waren die beiden besten Leistungen, denen sich Connard (Gezler) fast ebenbürtig stellte. Alle drei hatten den Versuch gemacht, die Schillerischen fünfjährigen Jamben, die gerade im citaturreichen „Tell“ zur Deklamation herausfordern, zu sprechen. Dieser Versuch gelang glänzend. Siebert charakterisierte den jungen, nicht lange überlegenden Draufgänger lüdenlos; Walden verstand es sehr fein, die Umwandlung des höfischen Ritters zum Beschützer der Heimat, der sich seinem Volke zugehörig fühlt, darzustellen; Connard war in jedem Wort und in jeder Miene der finstere Gewaltmensch, der in kalter Grausamkeit in der Apfelschußszenen zur schauspielerischen Größe heranwuchs. Weniger bedeutend war das Spiel Wehrhins (Stauffacher), Grauls (Attinghausen) und Schefranks (Walter Fürst). Marie Frauendorfer als Stauffachers Gattin und Franziska Dasso als Tells Frau stellten die weiblichen Hauptrollen des Stückes lebenswahr und überzeugend dar. Auch Tells Knaben fanden reichem Beifall; Edgar l'Allemand spielte den Walter, Fritz Heister den Wilhelm; der hellen Kinderstimme des letzteren hatte die Scene in Tells Haus einen guten Teil ihres Erfolges zu danken. —

Musik.

„Gegen Dir unbekannte Komponisten hege kein Vorurteil!“ Ich weiß im Augenblick nicht, von welchem der musikalischen Lehrmeister dieser Rat stammt, und habe jetzt nicht die Zeit, um die Suche in R. Schumanns Schriften danach fortzusetzen. Gern, daß wir gut daran thun, den Rat zu befolgen — mag der Unbekannte auch Dunde heißen. Leicht wird uns diese Befolgung nicht. Erstens möchten wir nicht gern die „Nage im Sad laufen“ und hören lieber eine längst bekannte Sinfonie, bei der wir wissen, wofür wir unser Geld ausgeben. Zweitens hat uns die übergroße Mehrzahl unserer Konzerte verwöhnt. Und drittens ist die Zeit noch lange nicht überwunden, da man über junge Künstler lächelte, das Dichten für einen „lyrischen“ oder sonstigen „Schmuppen“, das Komponieren für etwas ebenfalls Ueberflüssiges — zumal ja schon so viel komponiert sei — hielt, usw. Daß dem Menschen die künstlerische Wiedergabe der Welt (der äußeren oder inneren) nicht ein Luxus, sondern eine Lebensnotwendigkeit ist; daß dem zum Schaffen in der Kunst Geborenen sein Treiben nicht einen Nütziggang, sondern eine innere Not bedeutet; daß ihm die Welt tönt, leuchtet usw., wo sie andern stumm und finster bleibet; daß dieses Tönen und Leuchten, kurz gesagt „heraus muß“, weil eben der Mensch auch da zu Mensch ist: das beachtete — und beachtet man zum Teil selbst heute nicht genügend. Die Erscheinungen der Natur, einschließlich der eignen Seele, sind dem gewöhnlichen Menschen das, was sie uns allen sind; dem Tonkünstler sind sie das ebenfalls, doch außerdem noch ein Klingen wie von Harfenton oder Klarinettenklang — oder wie er es sonst gerade hört.

Herr Gustav Bunde, der junge Mann, der vorgestern bei Stroll ein eignes Kompositionskonzert gab, ist ein Mensch, den ich mir etwa in einer schönen Landschaft gar nicht anders denken kann, als daß ihm jedes Geräusch, ja jedes Licht, jede Farbe, und erst recht jede Stimmung sofort zum Klingen eines Instrumentes wird. Besonders die Harfe und die Holzblasinstrumente sind es, in deren Tönen er mit Vorliebe denkt. Seine Sonate für Klarinette und

Klavier Fis-moll in drei Sätzen dürfte das Beste oder wenigstens Abgerundetste sein, was uns im Konzert geboten hat. Sie besitzt auch „Melodie“ („das Feldgeächel der Dilettanten“, wie R. Schumann sagt), aber nicht die Marsch- und Springmelodie, sondern die recitativische; und sie hat auch „Begleitung“, manchmal sogar mit recht geläufigen Bindungen, aber nicht die leiernde, sondern die selbstthätige, die geschwifflerliche. Von seiner Sinfonie für großes Orchester Es-moll in drei Sätzen gilt, soweit sich vergleichen läßt, Gleiches. Da blüht es im Instrumentenklang, als müßte die ganze Welt in Orchesterfarben umgesetzt werden. Als vor dem Spiel eine Harfe nach der andren anrückte — im ganzen vier — konnte einem vor dieser Modernität bange werden. Allein es kam nicht so sehr das moderne Raffinement, das mit allen erdenklichen Kombinationen Parade macht, sondern eher ein naives Schwelgen in einem Farbenreichtum, der den Komponisten so sehr nicht losläßt, daß dieser auch uns durch ermüdende Ewigkeiten hindurch nicht losläßt. Die Formung der Tonfolgen ist dem gegenüber bei Bunde noch ziemlich unreif: seine oft interessanten Motive zu großen Linien zusammenfassen ist seine Sache nur einmal nicht.

Aber nun der Gesang! Die gegenwärtigen Klagen über den Verfall des Kunstgesanges finden ihr relatives Recht auch darin, daß unsre Komponisten viel mehr instrumental als vocal denken. Von Bunde gilt dies in gesteigertem Maße. Einen poetischen Gehalt in Menschenstimmklang zu wandeln ist seine Sache ebenfalls nicht. Was er da singen ließ, von dem hätten die Texte und die Vertonungen, selbst Anfang und Ende einzelner Lieder, frühig mit einander vertauscht werden können. Es waren lauter Stücke mit Harfenbegleitung, und diese schien nun wieder des Komponisten eigentümliches Sprachmittel zu sein. Oder haben uns die schlechten Gesangskräfte, die er sich zum Vortrag ausgesucht, eine richtige Würdigung dieser Kompositionen verspart? Merkwürdig: für die Klarinette fand er in Herrn O. Schubert und für die Harfe in Herrn A. Holy die richtigen Männer.

Umgekehrt kann der alte Willkürer von Glück sagen, daß ihm sein „Gasparone“ in der Neu-Einstudierung vom Theater des Bestens so gut gesungen worden ist! Das heißt: sehr im Verhältnis! Eine Musterstätte für Gesang ist dieses Theater nun einmal nicht; aber wo haben wir die?! Können doch Vorzüge wie die der genannten Aufführung einem künstlerischeren Werk zu gute, einem musikalischen Drama, bei dem man nicht etwa froh ist, wenn die Musik schwicht und Gelegenheit läßt, Herrn R. Wellhofs vollendetes Komikspiel zu betrachten — einem Bühnenstück, dessen Inhalt nicht sozusagen über sich selber lachen muß — einem Musikzettel, das nicht ultr, sondern... Indessen können wir uns schließlich auch nicht immer wieder bei einer Welt aufhalten, die den Nachkommen hoffentlich nur mehr als ein Kuriosum gelten wird. Das „find wir unsrer Gesundheit schuldig“ — d. h. unsrer künstlerischen Gesundheit. sz.

Notizen.

- Dr. Conrad Schmidt ist von der Leitung der „Freien Volksbühne“ zurückgetreten. —
- Die Bauernfeld-Stiftung hat Karl Schönherr für seinen „Sonnenwägen“ einen Ehrenpreis von 4000 Kronen zuerkannt. Das Drama wird anfangs April im Burgtheater zum erstenmal aufgeführt. —
- Das zweite Märzheft der neuen Zeitschrift „Die Musik“ (Berlin, Schuster u. Vöfller), ist eine Beethoven-Nummer. Dem Heft sind ein bisher unbekannt gebliebenes Adagio und Beethovens „Heiligenstädter Testament“ (Faksimile-Nachbildung) beigegeben. —
- Adolf Wilbrandts Schauspiel „Der Unterstaatssekretär“ wird im Schiller-Theater als nächste Novität vorbereitet. —
- Aloys Brsch hat das Theater des Bestens vom 1. September 1903 an auf 5 Jahre gepachtet. —
- Mlle. Chérel wird mit dem Ensemble des Pariser Palais Royal am 10. April im Neuen Theater ein vierwöchiges Gastspiel eröffnen. —
- Die königliche Kapelle veranstaltet ihren neunten Sinfonie-Abend unter Weingartners Leitung am 22. März. Öffentliche Hauptprobe mittags 12 Uhr desselben Tages. —
- Der Michael Beer-Preis (2250 M. zu einer einjährigen Studienreise nach Italien) wurde diesmal dem in Wien gebürtigen Maler David Moses, genannt Mose, zuerkannt, die „Neue Welt“ brachte vor einiger Zeit Reproduktionen von Moses' Bildern: „Begrabene Hoffnung“ (Jahrg. 1898) und „In der Mansarde“ (Jahrg. 1899). —
- Ueber ein amüsantes „Subiläum“ berichtet der „Seefener Beobachter“ aus Gandersheim. Ein Huhn des dortigen Schuldners Albert Probst hat in einem Zeitraum von etwa sechs Jahren 1000 Eier gelegt. Aus diesem Anlaß hatte die Straße, in der Herr Probst wohnt, Flaggenstaud angelegt. Abends vereinigte der glückliche Eierjubililar seine Freunde zu einem opulenten gewaltigen Mähermahl um sich und brachte einen schwungvollen Toast auf die fleißige Henne aus. —
- Romisch. Der bestbezahlte Berliner Journalist ist ein „Tagelöhner.“ —